

Heimatwelt



Mit Beiträgen von
Gemeinde Weimar
Gemeindearchiv
Geschichtsverein Weimar

Heft Nr. 48/2012

Herausgeber
Gemeindevorstand der
Gemeinde Weimar (Lahn)

Inhalt

Ehemalige jüdische Mitbürger und ihre Nachfahren besuchen Roth. Bericht zum 15-jährigen Jubiläum des Arbeitskreises Landsynagoge Roth von Gabriele C. Schmitt.....	3
Zeiteninsel – Entstehung eines Archäologischen Freilichtmuseums in der Gemeinde Weimar (Lahn). Ein kurzer zeitlicher Überblick von Michael Pilz	8
Die Männergesangvereine, ihr Kommen und Gehen von Hans Schneider	10
100 Jahre Posaunenchor Roth/Wolfshausen 1912-2012 von Otto Weimar	17
Landwegebau und Wagenräder von Hans Schneider	19
Die Lahnuüberquerung bei Argenstein von der Furt bis zur Waldschlösschenbrücke von Hans Schneider	21
Flachs – die vergessene Faser von Günther Klein	25
Kleine Mitteilungen	
Pfingstreiser (S. Becker)	18
Eine Kleine Bergente (<i>Aythya affinis</i>) in Niederwalgern? (S. Becker)	24
Flachs im „Dritten Reich“ (S. Becker)	28
Bücherschau	
Anna Maria Junge: „Niemand mehr da“. Antisemitische Ausgrenzung und Verfolgung in Rauischholzhausen 1933-1942	7

Ehemalige jüdische Mitbürger und ihre Nachfahren besuchen Roth

Bericht zum 15-jährigen Jubiläum des Arbeitskreises Landsynagoge Roth

von Gabriele C. Schmitt

Sommer 1984: Schon von weitem sichtbar ist der Jüdische Friedhof auf dem „Geiersberg“, alte Grabsteine, bemoost, verwittert, hebräische Inschriften, Erinnerungen an die Verstorbenen in Stein gemeißelt, auch in deutscher Sprache. Fichten bieten Schutz, abgeschieden inmitten der Felder hoch über dem Lahntal gelegen, ein eigener Kosmos.

Im „alten Dorf“ ist die Synagoge, eingrahmt von den Nachbarhäusern, die Tür ist nicht verschlossen. Ein Raum im Dämmerlicht, Holz- und Getreidestaub an den Wänden, Spinnweben, landwirtschaftliche Geräte, Bretter. Ein Ort der Stille, Reste von Bemalung, der Sternenhimmel, verblichen, in Fetzen von der Decke hängend, auch hier hebräische Inschriften, „Liebe Deinen Nächsten, denn er ist wie Du!“ Was ist die Geschichte dieses Ortes? Wer hat hier gebetet? Welchen

Menschen war dies ein wichtiger, vielleicht der wichtigste Ort? Leben sie noch? Wenn ja, wo sind sie jetzt?

Sommer 2011: Sie sind gekommen! Sie – das sind die Menschen, die, wie Walter Roth, in dem kleinen Ort an der Lahn geboren wurden, oder deren Vorfahren hier gelebt haben. Herbert und Walter Roth aus Chicago und Otto Stern aus Cincinnati sind die letzten Überlebenden des Holocaust, die unmittelbar aus Roth stammen. Seine Frau Chaya, seine drei Kinder und deren Familien begleiten ihn. Auch Marion Solovei, 1937 in Marburg als Tochter von Erwin Höchster (Roth) und Henni Walldorf geboren und von dort nach Südafrika ausgewandert, sowie Michael Wetmore, der Sohn von Trude Höchster, mit seiner Frau Karen sind an diesem Wochenende unsere Gäste.



Sowohl für die ehemaligen jüdischen Mitbürger und deren Nachfahren sowie für die engagierten Bürger im Arbeitskreis Landsynagoge Roth war der Austausch sehr bewegend

Insgesamt 22 Menschen sind unserer Einladung zum 15-jährigen Bestehen des Arbeitskreises Landsynagoge Roth gefolgt. Sie würdigen somit in ganz besonderer Weise das Engagement einer Gruppe, die die Erinnerung an ihre Vorfahren und das Leben und die Geschichte der kleinen jüdischen Gemeinde auf vielfältige Art und Weise bewahrt.

Viele von ihnen sind nach 1945 schon mehrmals zu Besuch gekommen. Nur die jüngsten, die Enkelkinder, erleben das Dorf zum ersten Mal, neugierig und auch ein bisschen befangen. Viele Geschichten haben sie

gehört, einige dieser Erzählungen sind verstörend.

Der erste Gang im Ort führt zu den Gräbern der Angehörigen. Beim Besuch des Friedhofs ist deutlich zu spüren, dass das Schicksal einzelner Verwandter für die jungen Menschen nur schwer zu begreifen ist, Trauer inmitten der Kornfelder. Liebevoll werden Grabsteine vom Staub befreit, Steine darauf gelegt zum Zeichen, dass man sich der Toten erinnert, eng aneinandergerückt sprechen alle das Kaddisch.



Besuch des jüdischen Friedhofs in Roth mit den Gästen aus den USA (Foto Frances Schwarzenberger-Kesper)

Dann die Synagoge! Wann wurde hier das letzte mal der Sabbat begrüßt? Eine Challah wird geteilt, Wein wird gereicht - das Entzünden der Kerzen, die hebräischen Worte, der Gesang, sie füllen den Raum, später werden einige sagen, dass sich mit dieser Feier ein Kreis geschlossen hat.

Danach der offizielle Teil der Jubiläumsfeier. Landrat Robert Fischbach würdigt das hervorragende ehrenamtliche Engagement des Arbeitskreises, bezeichnet die Kooperation zwischen dem Verein und dem Landkreis,

dem Eigentümer der Synagoge, als großen Glücksfall! Auch Bürgermeister Peter Eidam findet Worte der Anerkennung.

Nun ist jeder, der möchte, dazu aufgerufen, seine Gedanken und Gefühle zum Ausdruck zu bringen, allen voran Walter Roth. Seine Worte bewegen ganz besonders.

Er erinnert an den Abschied vom Dorf, damals 1938, er war 9 Jahre alt, die schmerzliche Trennung von seinem Hund... unvergessen!

Auch Marion Solovei spricht, erinnert an zwei Lieder ihrer Kindheit in deutscher Sprache: „Hänschen klein“ und das Wiegenlied von

Johannes Brahms „Guten Abend, gute Nacht“. Die vertrauten Zeilen, sie bekommen in diesem Augenblick eine andere, neue Bedeutung.



In der Synagoge Roth lauschen die amerikanischen Gäste den Worten der Redner und der Musik zum Jubiläum. In der Bildmitte Walter Roth (Foto Marco Koch)

Michael Wetmore findet Worte der Verbundenheit mit dem Ort, den Mitgliedern des Vereins. Seine persönliche Wertschätzung drückt sich in dem Satz „You are my german family!“ aus. Aber auch die Jüngste, Talia, gerade mal 9 Jahre alt, traut sich zusammen mit ihrer Mutter, Miriam Roth, nach vorne. Sie teilt sich den Versammelten mit und rührt die Herzen aller.

Die Freunde in den USA, die nicht persönlich dabei sein können, übermitteln ihre Glückwünsche und sind an diesem Abend mit ihren Gedanken bei uns. So auch Otto Stern, dessen Portrait, entstanden im Rahmen eines Erinnerungsprojektes der Künstlerin Marlis Glaser, an diesem Wochenende in der Synagoge zum ersten Mal gezeigt wird. Stellvertretend für alle Freunde sei Leah Roth-Howe, die Enkelin von Herbert Roth, zitiert:

„Heute Abend erinnern wir uns nicht eines Denkmals oder eines Ortes des Leidens. Heu-

te Abend feiern wir eine unglaubliche Gruppe von engagierten Menschen, deren Vorreiterrolle und Vision für kollektives Heilen, Aufarbeitung und Bewahrung eines kulturellen Erbes Menschen inspiriert. Ihr habt einen neuen Weg für Roth angelegt, einen Weg des Eintretens gegen Ungerechtigkeit, einen Weg des Lernens statt des Schweigens. Ihr habt diesen Pfad gepflegt und seid ihn seit 15 Jahren gegangen, habt unsere Familien willkommen geheißen und uns eingeladen, diesen Weg mit euch zu gehen, und uns geholfen, wieder eine Verbindung zu Roth herzustellen. Dafür sind wir für immer dankbar. Ihr habt mich gelehrt, wie gesunde und heilende Bemühungen zur Versöhnung aussehen.“

Zum Abschluss der Feier in der Synagoge wurde das Kaddisch von Amnon Orbach gebetet. Es bringt alle zusammen, die Lebenden, die Toten, die Menschen, die die Erinnerung an die Opfer des Holocaust wach halten. Die

Kraft des Gesanges, die Würde des Raumes, der seine Verletzungen bis heute zeigt, und auch die Trauer, die mitschwingt, das alles berührt an diesem Tag.

Abends in einer Scheune im Dorf, auch ein alter Ort, Begeisterung über die liebevoll zu-

bereiteten Speisen aus der regionalen Küche, Zusammensein aller, getragen von Freundschaft und Vertrautheit, von Wertschätzung und einer großen Freude!



Walter Roth besucht zusammen mit seiner Familie sein Elternhaus in Roth (Foto Frances Schwarzenberger-Kesper)

Am nächsten Tag erfolgt ein Rundgang zu Plätzen der Kindheit, das Elternhaus, die Häuser der Nachbarn, zu den Stolpersteinen, die an Berta, Hugo, Louis und Toni Stern erinnern. Schmerzliche Erinnerungen an der alten Schule: Der Lehrer, der demjenigen, der als Erster mit seiner Rechenarbeit fertig ist, eine Belohnung verspricht. Stolz zeigt der kleine Walter Roth sein Heft, doch es wird vor allen Augen zerrissen. „Gilt nicht für jüdische Kinder!“ Das tut weh - noch heute!

Die Lahn, alle möchten dorthin, üppiges Grün, rauschendes Wasser, der typische Geruch des Flusses, und schon ist man auf der „Insel“. Ein Ort der Kindheit voller Geheimnisse und Erinnerungen.

Die Enkelkinder, zusammen mit neu gewonnenen Freunden aus dem Dorf, erobern sich schnell und wagemutig diesen Platz. Gemeinsames Spiel braucht nicht viele Worte. Vorbei an einem Garten, Johannisbeeren, Kirschen, Brombeeren, direkt von der Hand in den Mund!

In der Synagoge wartet der Himmel auf neue Sterne, Goldfarbe in großer Aufregung auf alten Grund gemalt, Leuchten, Begeisterung, Heilung auch für den Raum, es ist zu spüren: Wir sind wieder da, in unserer Synagoge, nach so langer Zeit!



Emma Roth malt einen neuen goldenen Stern an den Synagogenhimmel (Foto Frances Schwarzenberger-Kesper)

Beim Konzert am nächsten Tag spontanes Tanzen aller, unsere Freunde und wir, die Musik trägt uns hinaus auf die Straße, die sich am Nachmittag mit Menschen füllt, Wiedersehensfreude, ehemalige Nachbarn, Freunde aus der Schulzeit, „Weißt du noch...?“ Es ist das Eintauchen in eine andere Zeit!

Und dennoch: In der Synagoge der zerbrochene Davidstern – er bleibt, als Mahnung und zum Gedenken an die, die nicht überlebt haben. Ihre Namen sind für immer in den Ton geritzt.

Bücherschau

Anna Maria Junge: *„Niemand mehr da“. Antisemitische Ausgrenzung und Verfolgung in Rauischholzhausen 1933-1942.* Marburg: Jonas Verlag 2012, 240 S., 52 Abb. sw

Die als Abschlussarbeit im Masterstudiengang „Holocaust Communication and Tolerance“ am Touro College Berlin vorgelegte Studie ist weit mehr als die formale Erfüllung einer Examenspflicht. Sie ist Kür, weil sie das ambitionierte Interesse einer jungen Wissenschaftlerin erkennen lässt, nach Gründen und Kontexten des nationalsozialistischen Völkermords an der jüdischen Bevölkerung zu fragen – sie hat dazu Rauischholzhausen ausgewählt, ein Dorf in den Fokus rückend, das mit seiner jüdischen Gemeinde exemplarisch für viele Adelsdörfer in der Marburger Landschaft gesehen werden kann. Wie in Nordeck hatten die Rau auch in Holzhausen Schutzjuden angesiedelt und einen Begräbnisplatz eingerichtet, der noch heute am Rand des Schloss-

parks eine letzte Erinnerung an die jüdischen Familien des Ortes vergegenwärtigt. Auf ihm wurde auch Sara Mendel begraben, die Ende August 1945 nach Holzhausen zurückkehrte und hier blieb; bis zu ihrem Tod 1954 musste sie immer wieder mit Beschwerdebriefen gegen die Verweigerungshaltung und Willkür, ja Verdrängungsmentalität der Behörden ankämpfen, und ihre körperlichen Leiden und finanzielle Not wurden nur durch die Zuwendung und Pflege gemildert, die ihr eine enge Freundin widmete. Martin und Walter Spier, die ebenfalls nach Holzhausen zurückgekehrt waren, erhielten im Juni 1846 die Einreiseerlaubnis in die USA. Das Buch ist eine eindruckliche, dichte, durch intensive Quellenauswertung fundierte Studie zur Formierung des Antisemitismus im Alltag eines Dorfes – und zu seiner Nachwirkung über 1945 hinaus. Diese Studie sollte nicht nur in Rauischholzhausen, sondern auch in allen anderen Orten des Landkreises Aufnahme finden und zu ähnlichen Forschungsarbeiten anregen. SB

Zeiteninsel - Entstehung eines Archäologischen Freilichtmuseums in der Gemeinde Weimar (Lahn)

Ein kurzer zeitlicher Überblick

von Michael Pilz

In der Gemeinde Weimar (Lahn), zwischen den Ortsteilen Niederweimar und Argenstein, wird in der Lahnaue, Lahnkies abgebaut. Zu Beginn der 1990er Jahre wurden verschiedene Flächen in der Nähe der Kiesgruben vor der weiteren Auskiesung archäologisch untersucht. Dabei wurden vom Landesamt für Denkmalpflege Hessen umfangreiche Reste von prähistorischen Siedlungen aus verschiedenen Zeitepochen entdeckt. Die Ausgrabungen dauerten einige Jahre an und erstrecken sich teilweise bis in die heutige Zeit.

Der damalige Bürgermeister Karl Krantz und Dr. Andreas Thiedmann vom Landesamt für Denkmalpflege hatten die Idee, die ersten Funde der Öffentlichkeit zu präsentieren. So kam es zu einer kleinen Ausstellung verschiedener Fundstücke in einer Vitrine im Rathaus der Gemeinde Weimar (Lahn). Anfang der 2000er Jahre, während der Planung zum Ausbau des Lückenschlusses der B3a, wurde als Ausgleichsmaßnahme für den Bau dieser 4,7 km langen Autobahnstrecke die „Par-Allna“ geplant.

Die Ausgleichsfläche „Par-Allna“ reicht vom Bachlauf „Allna“ beim Ortsteil Argenstein bis zum „Holzhäuser Bach“ beim Ortsteil Roth. Dort sollte durch die Schaffung verschiedener Gewässertypen, wie Stillwasserbereiche, Fließabschnitte und Feuchtbiotope, neuer Lebensraum für Auenbewohner entstehen. Untersuchungen haben ergeben, dass es sich bei der Senke der „Par-Allna“ um das ursprüngliche alte Allnabett handelt. Während der Planungszeit entwickelte sich durch den damaligen Bürgermeister Karl Krantz und dem Landschaftsplaner Ralf Schneider die Idee, den Bau einer Museumsinsel als Bestandteil der Ausgleichsmaßnahme „Par-Allna“ mit einzuplanen. Die Planung dieses Projektes nahm im Laufe der Zeit immer mehr Formen an. Der Standort der Museumsinsel wurde festgelegt und auch über die Planung des Museumsdorfs machte man sich Gedanken. Im April 2004 erstellte Dr. Andreas Thiedmann vom Landesamt für Denkmalpflege ein Konzept für das Museumsgelände. In diesem Konzept ist die Rede von einem etwa 3,5 Hektar großen Frei-

lichtmuseum mit 5 verschiedenen Zeitstationen. Der Zeitraum der Zeitstationen umfasst rund 10.000 Jahre, beginnend bei etwa 9000 vor Chr. und endet zur Zeitenwende, Anfang des 1. Jahrhunderts nach Christus. Das Freilichtmuseum wird von der „Par-Allna“ umflossen, dadurch entsteht die bereits erwähnte Museumsinsel. Aus den Begriffen Museumsinsel und Zeitstation wurde auch der Name des Projektes „Zeiteninsel“ abgeleitet. Dr. Thiedmann geht in seinem Konzept auf die große Bedeutung der archäologischen Ausgrabungsfunde im hessischen Raum ein, beschreibt darin die Struktur der Museumsanlage und stellt außerdem die 5 Zeitstationen vor, wie sie in Zukunft aussehen könnten. Da sich das Museum in unmittelbarer Nähe der Ausgrabungsfläche befinden wird, ergibt sich zu dem Gelände ein besonderer Bezug.

Folgende Zeitstationen sollen laut Konzept in Originalgröße entstehen: ein germanisches Gehöft der frühen Römischen Kaiserzeit (Zeitenwende/Anfang 1. Jahrhundert n.Chr.), ein kleines Dorf der vorrömischen Eisenzeit (8.-1. Jahrhundert v.Chr.), eine bronzezeitliche Siedlung (13.-9. Jahrhundert v.Chr.), ein Langhaus der mittleren Jungsteinzeit - Rössener Kultur (um 4500 v.Chr.) und ein Lagerplatz mesolithischer Jäger und Sammler (um 9000 v.Chr.). Zusammenfassend ergeben sich hieraus etwa 11.000 Jahre hessische Kultur- und Siedlungsgeschichte. Bei allen 5 Zeitstationen soll das Leben der damaligen Zeit durch verschiedene Ausstellungen und Vorführungen veranschaulicht werden. Denkbar wären, jeweils passend zur jeweiligen Zeit, Einblicke in das Leben und die Arbeit wie z.B. Lehmentnahmegruben, Werkplätze zur Eisengewinnung, Backöfen und Räuchereien. Der Besucher soll sich ein genaues Bild des damaligen Lebens machen können und bei verschiedenen Aktionen aktiv mitwirken. Die Zeiteninsel könnte somit auch für die Forschung, z.B. für Studierende, zu einem wichtigen Ort werden. Das Freilichtmuseum wäre in dieser Form einmalig in Hessen.

Am 31. März 2009 gründete sich der Förderverein „Zeiteninsel – Archäologisches Freilichtmuseum im Marburger Land e.V.“. Durch

den Förderverein wird das Projekt unterstützt und soll außerdem bekannter gemacht werden. Es werden regelmäßig Vorträge über die Funde gehalten, es finden Informationsveranstaltungen, Aktionen und Arbeitseinsätze statt. Da für die Umsetzung des Projektes Finanzmittel in nicht unbeträchtlicher Höhe benötigt werden, muss das Vorhaben im Voraus bis ins Detail geplant sein. Die Folgekosten sind daher genau festzustellen. Wichtig ist beispielsweise, eine Besucherdiagnose anzustellen, um die möglichen Einnahmen kalkulieren zu können. Um all diese Probleme gänzlich zu überblicken, muss geprüft werden, ob sich das Projekt „Zeiteninsel“ durchführen lässt und ob und wie es finanzierbar ist. Hierzu wurde im Jahre 2010 eine Machbarkeitsstudie erstellt, um die Durchführbarkeit des Projektes zu überprüfen.

Die Machbarkeitsstudie ergab, dass sich der Standort des Freilichtmuseums in der Gemeinde Weimar (Lahn) in Hinsicht auf Lage und Verkehrsanbindung sehr gut eignet. Das Marburger Land ist ein touristisch gut erschlossenes Gebiet, und durch die direkte Lage an den Ausgrabungsstätten ist das Freilichtmuseum sehr authentisch. Im Jahr 2010/11 wurden die „Par-Allna“ und die Museumsinsel als Ausgleichsmaßnahme für den Bau des Lückenschlusses B3a gebaut. Am 27. Juli 2011 wurde der Wasserlauf der „Par-Allna“ und der Museumsinsel geflutet. Ende November 2011 wurde die vorgesehene Pflanzung der etwa 250 Bäume und den 850 Sträuchern und Heistern auf der Museumsinsel vorgenommen. Die Pflanzung erfolgte nach dem Pflanzplan des Fördervereins „Zeiteninsel“. Hierbei wurden Gehölzarten gewählt, die jeweils am besten in die verschiedenen Zeitzonen passen.

Seit Herbst 2011 wird eine Studie zur Errichtung der Gebäude der verschiedenen Zeitepochen durch den Förderverein „Zeiteninsel“ erstellt. Hierbei wird in Anlehnung des Konzeptes von Dr. Andreas Thiedmann daran gearbeitet, die Gebäude des zukünftigen Freilichtmuseums so authentisch wie möglich zu gestalten. Um das Baurecht für die Museumsfläche zu erlangen, muss eine Flächennutzungsplanänderung vorgenommen und ein Bebauungsplan erstellt werden. Die Architekturplanung wird beauftragt und der Bauantrag gestellt, sobald das Baurecht besteht. Eine mögliche Fertigstellung des Museums wäre etwa 2013/14 denkbar. Seit Mitte August 2012 wird im Rathaus der Gemeinde Weimar (Lahn) ein detailgetreues Modell ausgestellt, um allen Interessierten einen Überblick zu geben, wie

die Museumsinsel einmal aussehen könnte. Am „Tag des offenen Denkmals“ im September 2012 wurde bekannt gegeben, dass das Land Hessen mit rund 4,8 Millionen Euro den größten Teil der Kosten für die Herstellung des Freilichtmuseums übernehmen wird. Die Betriebskosten müssen von der Region getragen werden. Für das Projekt „Zeiteninsel“ wäre es wünschenswert, wenn die Verwirklichung zügig voranschreiten würde. Es ist zu hoffen, dass sich das Freilichtmuseum „Zeiteninsel“ als Publikumsmagnet entwickelt und das bereits bestehende Freizeit- und Erholungsangebot gut ergänzt. Die gesamte Region wird in Hinblick auf den Tourismus sicherlich davon profitieren. Eine besondere Bedeutung wird das Projekt auch im Hinblick auf Bildung und Forschung erlangen und der archäologischen Welt einige neue Erkenntnisse liefern.



Anmerkung des Verfassers: Direkt am Rande des Geländes des Freilichtmuseums wurden Überreste eines mittelalterlichen Brunnens aus dem 14. Jahrhundert entdeckt. Die noch bestehende Sandsteinmauer des Brunnens war noch so gut erhalten, dass diese wieder aufgestockt und der Brunnen wieder rekonstruiert werden konnte. In der näheren Umgebung des Museumsgeländes, auf einer Fläche zwischen Niederweimar und Wenkbach, wurde ein Urnenfeld aus der Bronzezeit entdeckt. Dieses entstand vor etwa 3000 Jahren und enthielt teilweise sehr gut erhaltene Tonurnen. Das heute sehr ebene Gebiet war vor Jahrhunderten eher hügelig und mit kleineren und größeren Wasserläufen durchzogen. Die ebenen Flächen sind im Laufe der Zeit erst entstanden. Die Gegend scheint sehr geschichtsträchtig zu sein und könnte sicherlich viel über ihre Vergangenheit erzählen.

Quellen: AFML Konzept, Dr. Thiedmann. - Machbarkeitsstudie Fa. ConCultura, Bonn. - Oberhessische Presse, Marburg. - Homepage Förderverein Zeiteninsel.

Die Männergesangvereine, ihr Kommen und Gehen

von Hans Schneider

Als ich mich damit befasste, die Entstehung und Entwicklung der Männergesangvereine und der sich abzeichnende Niedergang in unserer Gemeinde aufzuzeichnen, kamen bei mir Zweifel auf, ob ich dieses überhaupt tun sollte. Doch diese Gedanken verdrängte ich schnell, weil ich auf den Stellenwert der Männergesangvereine in den Gründerjahren und danach in kultureller und kameradschaftlicher Sicht hinweisen möchte. Es gab und es gibt bis heute kaum öffentliche Veranstaltungen in unseren Orten, sei es weltlicher oder kirchlicher Art, bei denen die Männergesangvereine mit Liedbeiträgen nicht mitwirken. Die Männergesangvereine sind noch heute eine tragende Säule bei feierlichen Anlässen in unseren Dörfern in Weimar. So ist es auch in unseren Nachbarorten und anderswo. Die aktiven Sänger spüren, dass das Interesse an den reinen Männerchören in der Gesellschaft nachlässt, ja, dass sie überhaupt nicht mehr geschätzt werden. Durch Überalterung und fehlenden Nachwuchs werden sie bald ihre Aktivitäten einstellen müssen. Einzelne Vereine haben dies bereits getan. Ein bis dahin bekannter Kulturträger ist dann Geschichte.

Warum ist das so? Die Kameradschaft in den traditionellen Vereinen ist nicht mehr gefragt, das Heimatgefühl vor Ort in der Gemeinschaft schwindet. Auch die deutsche Chorliteratur wird überwiegend verdrängt. Trotzdem muss man erfreulicherweise feststellen, dass sich wieder junge Menschen finden, die ein großes Interesse am Singen haben, sich aber überwiegend für andere Musikrichtungen einsetzen. Das gibt Hoffnung, dass diese Singgemeinschaften oder gemischten Chöre, die teils schon aus den reinen Männergesangvereinen entstanden sind, die Aufgaben und Ziele der reinen Männerchöre übernehmen. Als Beispiel könnte hier der neu gegründete Chor „Klangfarben Weimar“ in Niederweimar genannt werden. Auch die Besucherzahlen bei den Jugendmusiktagen des Deutschen Chorfestes in Frankfurt am Main Anfang Juni 2012, ausgetragen vom Deutschen Chorverband, geben Zeugnis darüber, dass sich doch viele junge Menschen dem Singen und der Musik widmen. Die Oberhessische Presse berichtete am 5 Juni 2012 von diesen Musiktagen mit der Überschrift „Die Lieder der Großeltern sind out“.

Dies bestätigt auch meine vorstehenden Ausführungen.

Geschichte der Männergesangvereine.

Nach meinen Recherchen wurden die ersten Männergesangvereine im deutschsprachigen Raum Anfang des 19. Jahrhunderts gegründet. Der Musiker, Musikpädagoge, Komponist und Dirigent Prof. Dr. Carl Friedrich Zelter gründete im Jahr 1809 in Berlin den ersten Männergesangverein, der sich den Namen „Liedertafel“ gab. Auszeichnungen an Chöre für Jubiläen oder für sonstige Verdienste erfolgen durch die Verleihung der sogenannten „Zelterplakette“, die der Bundespräsident Theodor Heuss im Jahr 1956 stiftete. Auch der Komponist Friedrich Silcher hat an der Entwicklung der Männerchöre in dieser Zeit entscheidend mitgewirkt.

Ab nun konnte man zunächst in den Städten, und dann folgend in den Dörfern, schwerpunktmäßig ab der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts ein merkliches Anwachsen der Männergesangvereine feststellen. Die Gründe für diese Entwicklung lagen in der gesellschaftlichen Umwälzung und im Streben nach Freiheit nach den Freiheitskriegen in den Jahren 1813/14. Das Erstarken des aufstrebenden Bürgertums machte sich deutlich bemerkbar. Bei den Menschen entstand ein Nationalgefühl, das sich in der Gründung von Vereinen abzeichnete. In den Vereinen, hier ganz besonders bei den reinen Arbeitervereinen, fanden die Menschen Zusammenhalt und sahen sich geborgen, ähnlich wie in den heutigen Gewerkschaften. Die Vereine wurden zu Säulen im menschlichen Miteinander.

Es waren nicht nur die Männerchöre, die sich gründeten. Auch andere Vereine traten in Erscheinung. So sind z.B. die Sportvereine, Schützenvereine, Gemischten Chöre, Kirchenchöre und viele mehr zu nennen. Das nationale Gefühl der Menschen schlug sich auch in den Namensgebungen der Vereine nieder, so z.B. Heimatland, wie auch unser Sängerbund heißt, Germania, Waldeslust, Eintracht, Liederhort, Concordia, Liedertafel, Liederkranz, Orpheus, Deutsche Eiche und mehr. Auch viele Lieder der Männerchöre hatten heimatverbundene, patriotisch geprägte Texte. So wären z.B. zu nennen: Der deutsche Rhein, Die Wacht am

Rhein, Der Deutsche Wald, Im grünen Wald, Ännchen von Tarau, Zu Rüdesheim auf der Drosselgass', Blaue Berge grüne Täler – man könnte noch viele aufzählen. Nach dem Ende des II. Weltkrieges kamen zunehmend Volkslieder zu Gehör und Lieder mit nationalem Hintergrund wurden mehr und mehr verdrängt. Liedgut aus anderen Ländern hielt Einzug in die Gesangsvereine.

Welche Bedeutung einem Männergesangsverein in den Gründerjahren beigemessen wurde, möge am Beispiel der Stadt Meran (heute Italien) gezeigt werden: Im Jahr 1862 wurde der dortige Männergesangsverein aus der Taufe gehoben. Die Stadt organisierte ein großes Volksfest und begrüßte den neuen Verein mit Böllerschüssen. Die ganze Stadt war im Aufbruch. Fahnen wurde gehisst und Girlanden schmückten die Straßen. Dieses alles zu Ehren des neuen Vereins, der nun fortan die christlichen und weltlichen Veranstaltungen mitgestaltete.

Warum im 19. Jahrhundert überwiegend nur Männerchöre entstanden, will der Verfasser nicht untersuchen. Vielleicht hatte dieses mit dem Wahlrecht der Frauen zu tun, das man ihnen erst 1918 zugesprochen hat.

Der Deutsche Chorverband (entstanden aus dem Deutschen Sängerbund und dem Deutschen Arbeitersängerbund im Jahr 2005) schreibt auf seiner Homepage, dass die Zahl der reinen Männerchöre stetig abnimmt, wobei ein jährlicher Zuwachs junger Menschen bei allen Musikrichtungen festzustellen ist, auch wenn sie nicht in Vereinen organisiert sind. Der Anteil der reinen Männerchöre in Deutschland betrug im Jahr 2002 immerhin noch rund 9.600 Vereine, das sind etwa 16% aller Chorsparten (vgl. Wikipedia; Fragen an die deutsche Geschichte, Bundestag 1995).

Der Deutsche Sängerbund wurde im Jahr 1862 gegründet und der Deutsche Arbeitersängerbund im Jahr 1908. Nun sind die beiden Bünde seit dem Jahr 2005 vereinigt und tragen den Namen „Deutscher Chorverband“.

Meine Erlebnisse als aktiver Sänger

Nach Abschluss meiner Berufsausbildung im Herbst 1952 trat ich am 1. Oktober 1952 in den Männergesangsverein 1895 Niederweimar ein. Dort stieß ich auf Gleichgesinnte und fand sofort Anschluss in kameradschaftlichem Sinn. Ich fühlte mich in dem Verein geborgen. Die Lücken im Verein, die durch die nicht wieder heimgekehrten Sänger aus dem II. Weltkrieg entstanden waren, konnten inzwischen durch

heranwachsende junge Männer ersetzt werden. Fortan blühte der Verein auf. Die Zahl der aktiven Sänger stieg auf über 50 Personen. Die wöchentlichen Gesangstunden brachten Freude in den täglichen Ablauf. All die heute verfügbaren medialen, technischen Geräte wie Fernsehgerät, Handy u. a. sowie auch Motorrad, geschweige denn ein Auto, kannte man noch nicht.

Die jährlich durchgeführten Bundessängerfeste mit Wertungssingen im Sängerbund Heimatland waren große Ereignisse für die „mächtige Sängerfamilie“. Hier trafen sich die im Sängerbund Heimatland angeschlossenen ca. 20 Vereine und stellten sich dem Wertungsrichter. Dieses Fest wurde turnusmäßig jährlich von einem der Mitgliedsvereine ausgetragen. Für die Masse der Menschen, die dort zusammen kamen, mussten große Zelte aufgebaut werden. Das Wertungssingen begann früh morgens um 8 Uhr und zog sich bis in die Mittagszeit hin. Alle Vereine im Sängerbund erschienen dort und gaben ihr Bestes. Jeder Verein wollte natürlich eine gute Note für seine Singleleistungen erzielen. Da es noch nicht üblich war, sich mittags im Festzelt zu verköstigen, wurden die Sänger von der Dorfbevölkerung zum Mittagessen eingeladen. Diese Gepflogenheit stellte sich bald ein, nachdem die gastgebenden Vereine die Versorgung der Besucher mit Mittagessen selbst in die Hand nahmen, in dem sie Essen in ihren Zelten anboten.

Am Nachmittag gegen 13 Uhr stellten sich dann die Vereine zum großen Festzug auf. Man kann sich vorstellen, dass es für ein Dorf ein großes Ereignis war, wenn Sänger von ca. 20 Vereinen da zusammen kamen und mit der entsprechenden Musik durch die Straßen zogen. Die Vereine wurden jeweils von Schärpen tragenden jungen Frauen begleitet. Das Meer der Fahnen und die Beschmückung der Häuser sowie das Aufhängen von Girlanden über den Straßen des gastgebenden Vereins gaben dem gesamten Fest einen feierlichen Impuls. Oft traten in dem Umzug mehrere Kapellen auf. Für jeden Verein hatte der Gastgeber ein Namensschild angefertigt, das von einem Mädchen oder einem Jungen vor dem jeweiligen Verein im Festzug getragen wurde. Die Schildchenträger erhielten anschließend von dem Verein einen Obolus. Nach dem Festzug kamen dann noch befreundete Gastvereine hinzu, so dass die „Sängerfamilie“ im Zelt noch größer wurde. Der Nachmittag verlief mit Singen und Tanzeinlagen sowie mit volksfest-

ähnlichem Treiben. Am späten Nachmittag brachen die ersten Vereine ihren Heimweg an. Sie wurden mit der Musikkapelle bis zum Ausgang begleitet. Es war üblich, dass die

Vereine an ihren Tischen ein Fass Bier auflegten. Für manch einen war der Nachhauseweg dann etwas beschwerlich geworden, wenn er zu „tief in das Glas“ gesehen hatte.



Umzug der Vereine zum Sängertag 1953 in Niederwalgern (Bildarchiv Foto Marburg)

Etwa Mitte der 1970er Jahre wurde das Wertungssingen von den jährlich stattfindenden Sängertagen abgetrennt. Nun zeigte der eine oder andere aktive Sänger kein so großes Interesse mehr, an den reinen Festlichkeiten des ausrichtenden Vereins des Bundessängertages teilzunehmen. Die Anzahl der teilnehmenden Sänger an diesem Fest wurde geringer. Der zunehmende Straßenverkehr trug weiter dazu bei, dass Vereine auf die Durchführung eines Festzuges verzichteten. In der Folgezeit ließ auch das Interesse an der Durchführung des Bundessängertages bei dem einen oder anderen Verein nach. Ein weiterer Grund waren die unkalkulierbaren Kosten, die durch das Aufstellen eines großen Festzeltes entstanden. Auch das Durchschnittsalter der Aktiven erhöhte sich und der erhoffte Nachwuchs blieb aus. Die ausrichtenden Vereine der Bundessängertage gingen dazu über, diese Festveranstaltungen nur noch in den vorhandenen Bürgerhäusern durchzuführen. Die großen Zeltfeste sind also passé.

Bis etwa in die 1970er Jahre wurden den Mitgliedern des Vereins Ständchen zu feierli-

chen Anlässen bei ihren Wohnungen gebracht. Im Vorhinein hatte sich im Dorf schon herumgesprochen, dass der Gesangverein singen wird. Schon fanden sich Dorfbewohner an der Straße ein, und Nachbarn sahen aus ihren Fenstern. Daran ist zu erkennen, welcher Stellenwert dem Männerchor beigemessen wurde.

Nun muss ich selbst als aktiver Sänger seit 1952 erkennen, dass unser Männergesangverein in einer überschaubaren Zeit auf Grund der Altersstruktur und mangels Nachwuchs seine Aktivitäten einstellen muss. Ich bin trotzdem zuversichtlich, dass der Verein in einer anderen Struktur mit anderem Liedgut weiter bestehen wird.

Gesangvereine in der Gemeinde Weimar

Allna/Weiershausen: Der Männergesangverein wurde am 7. Februar 1901 unter der Leitung von Lehrer Schick gegründet. Der Verein gab sich den Namen „Germania Allna/Weiershausen“. Eine Vereinsfahne wurde im Jahr 1912 angeschafft. Die Aktivitäten als reiner Männerchor mussten im Jahr 1979 mangels Nachwuchs junger Männer eingestellt werden.

Der Verein lebt ab dieser Zeit als „Gemischter Chor Germania Allna“ weiter. Heute hat der Verein ca. 25 aktive Sängerinnen und Sänger (frdl. Mitteilung von Werner Ammenhäuser, ehem. Vorsitzender).

Argenstein: Nach den Aufzeichnungen von Günter Klein in der Chronik Argenstein zur 675-Jahrfeier wurde der dortige Verein am 10. Mai 1924 als Männerchor gegründet. Durch freiwillige Spenden konnte eine Vereinsfahne angeschafft werden, die im Jahr 1926 bei ei-

nem anberaumten Sängerfest feierlich eingeweiht werden sollte. Alle Vorbereitungen für das Fest waren getroffen. Aber es kam anders: Durch den Tod des ersten Vorsitzenden wurde das Fest abgesagt. Unter einem neuen Vorsitzenden lebte der Verein weiter. Mangels Sänger wurden die gesanglichen Aktivitäten als Männerchor im Jahr 2000 eingestellt. Es gründete sich ein neuer gemischter Chor, der den bis dahin bestehenden Männergesangsverein ablöste (vgl. Chronik 675 Jahre Argenstein).



Aufnahme des „Männergesangsvereins Argenstein“ anlässlich der Fahnenweihe beim Sängerfest 1926.

Niederwalgern: Der Männergesangsverein Niederwalgern gründete sich im Jahr 1921. Er gab sich den Namen „Männergesangsverein Liedertafel Niederwalgern“. Als Anlass wird erwähnt, dass bei der Einweihung des Denkmals für gefallene und vermisste Soldaten kein Chor im Ort war, der die Feierlichkeiten mit begleiten konnte. So hat der damalige Lehrer eiligst Männer im Ort zusammen gerufen, mit denen er einige Lieder zur Einweihung des Denkmals eingeübt hatte. Aus diesen Sängern und noch weiteren Interessierten entstand der Männerchor. Durch äußere Einflüsse wurden die Aktivitäten in der Folgezeit eingestellt. Im Jahr 1947 kam es zur Neugründung des Männerge-

sangsvereins. Mangels Interesse und fehlendem Nachwuchs entstand im Jahr 1966 der „Gemischte Chor Liedertafel Niederwalgern“, der die Aufgaben des reinen Männerchores übernahm (vgl. Chronik Niederwalgern).

Niederweimar: Am 2. Februar 1895 fanden sich 25 sangesfreudige Männer und gründeten in der damaligen Gastwirtschaft Hormel (heute Herbornerstraße 48) den Männergesangsverein. Man verzichtete auf einen Namenszusatz und führte den Verein mit dem Namen „Männergesangsverein 1895 Niederweimar“. Der Verein gab sich eine Satzung (damals Statut), in der das Vereinswesen geregelt wurde. Es wurde

eine Vereinsfahne angeschafft, die bei dem erstmals durchgeführten Sängerfest im Jahr 1898 eingeweiht wurde. Der Verein als reiner Männerchor besteht noch, obwohl es Nachwuchsprobleme gibt. Zusammen mit dem

Männergesangverein Oberweimar bildet der Verein ab dem Jahr 2005 eine Chorgemeinschaft (vgl. Festschrift zum 100jährigen Bestehen des Vereins).



Der „Männergesangverein Liedertafel Niederwalgern“ im Jahr 1921 (Aufnahme aus dem Gründungsjahr des Chores)



Der „Männergesangverein 1895 Niederweimar“ während der Feierlichkeiten zum 100jährigen Bestehen 1995

Roth: Der „Männergesangverein Liederkrantz Roth“ wurde im Jahr 1893 aus der Taufe gehoben. Der kleine Gründerkreis vermehrte sich nach und nach und erreichte schon bald eine Sängerzahl von 40 Aktiven. Um das Vereinswesen zu festigen wurde schon bald eine Vereinsfahne angeschafft, die mit dem Stiftungs-

fest im Jahr 1895 feierlich geweiht wurde. Die Fahne trägt die Inschrift: „Rein im Sang, treu in Wort, fest in Eintracht“. So singt der Verein noch heute als reiner Männerchor, obwohl auch hier der Nachwuchs fehlt (vgl. Festschrift 100 Jahre „MGV Liederkrantz Roth“).



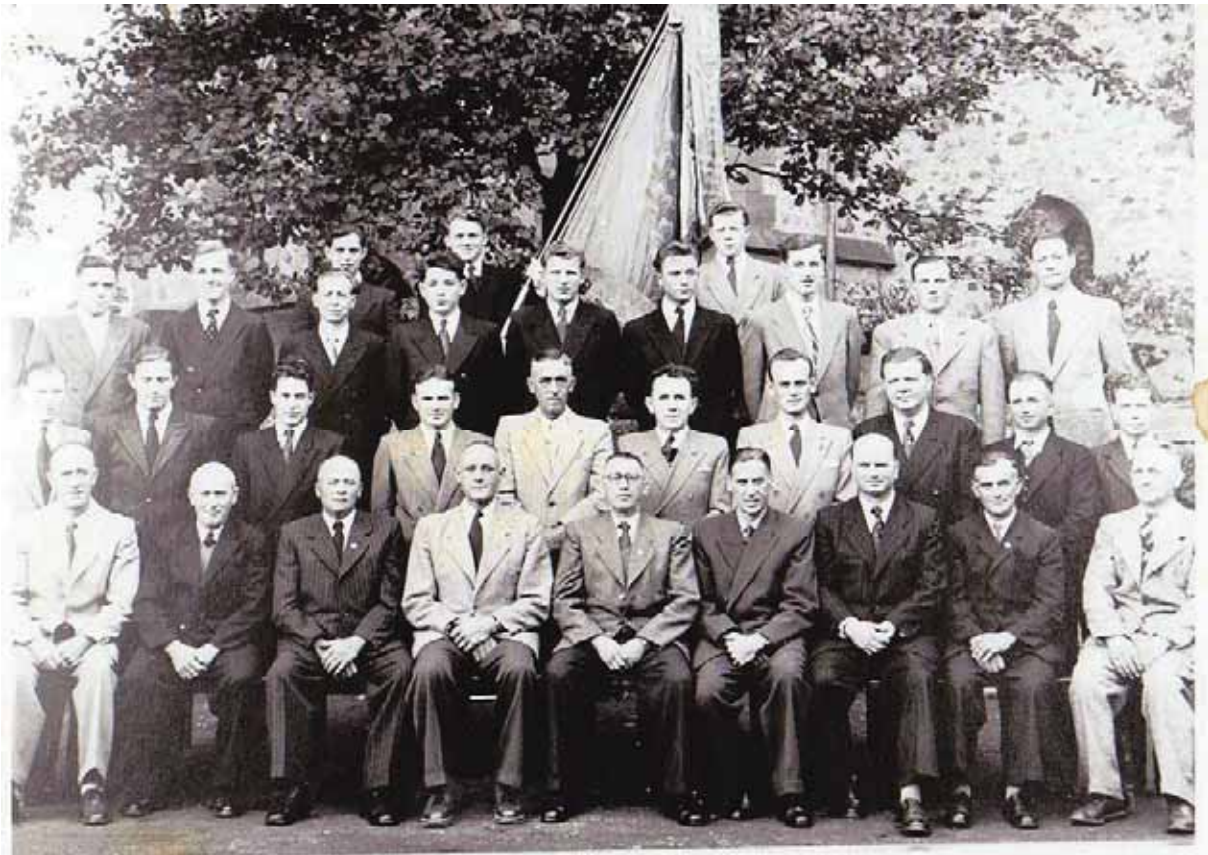
Zum 100jährigen Bestehen des „Männergesangvereins Liederkrantz Roth“ im Jahr 1993 entstand diese Aufnahme

Oberweimar: Freunde des Gesangs schlossen sich im Jahr 1920 zusammen, gründeten den Männergesangverein und gaben ihm den Namen „Männergesangverein Liederkrantz Oberweimar“. Zum ersten Vorsitzenden wurde Jost Koch gewählt. Lehrer Hungerhausen übernahm den Dirigentenstab. Der Verein trat 1925 dem Sängerbund Heimatland bei. Mehrere Vorsitzende und Chorleiter führten bis dahin den Verein. Mangels Nachwuchs stellte der Verein seine Aktivitäten im Jahr 2005 ein und bildet seitdem eine Chorgemeinschaft mit dem Männergesangverein Niederweimar (Aufzeichnungen von Heinrich Ehlich).

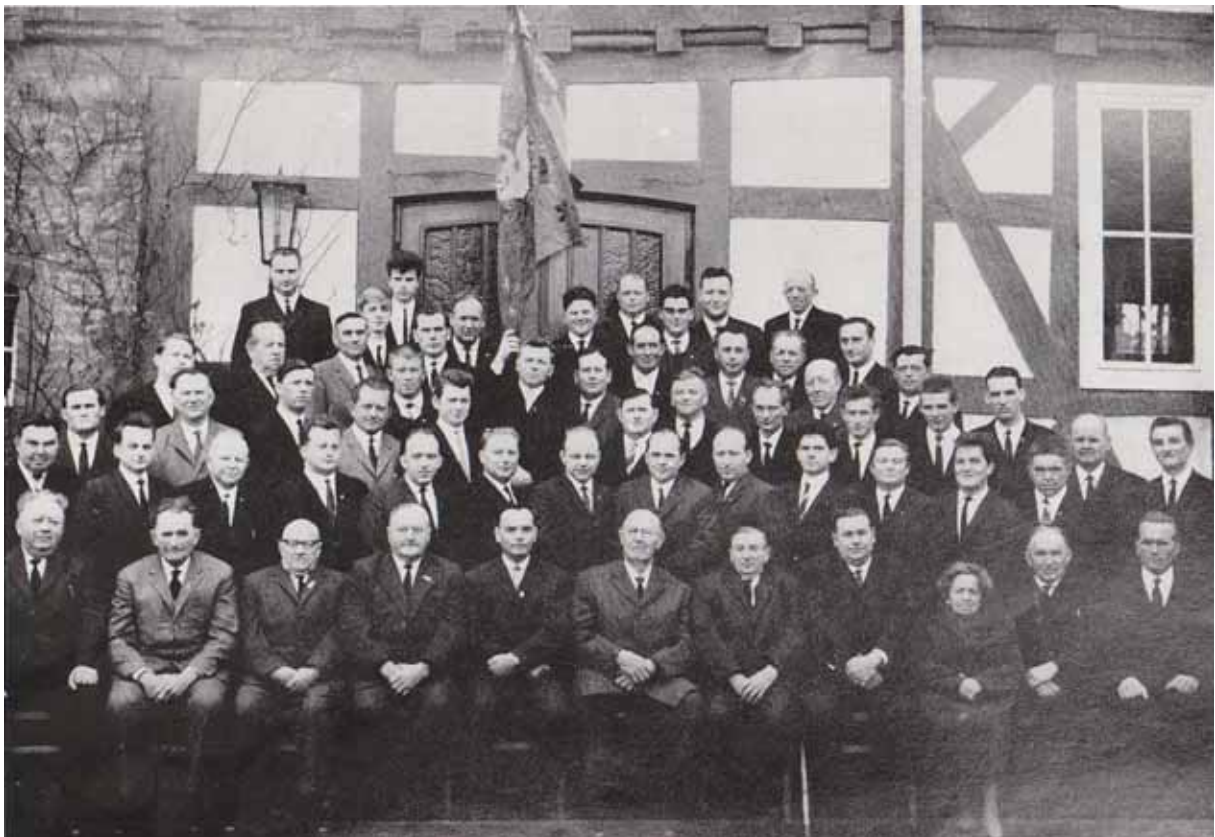
Wenkbach: Als die Männergesangvereine überall in den Dörfern auftraten, fanden sich auch in Wenkbach „26 Männer und Jünglinge“ zusammen und gründeten im Januar 1902 den Gesangverein. Sie gaben ihm den Namen „Männergesangverein Germania Wenkbach“.

Als Vereinslokal entschieden sich die Sänger für die Gastwirtschaft Heinrich Wagner in der Dorfstraße. Fortan bestand der Männerchor bis zum Jahr 1986. Mangels Nachwuchses als reiner Männerchor konnte in einer Werbeaktion eine Anzahl Frauen und neue Männer gewonnen werden, die die Aufgaben des Männergesangvereins nun übernahmen. Aus dem „Männergesangverein Germania Wenkbach“ wurde nun der „Gesangverein Germania Wenkbach“. Zu dieser Zeit betrug die Anzahl der Sängerinnen und Sänger 54 Personen (vgl. Chronik zur 700-Jahrfeier).

Schlussbemerkung: In den beiden Weltkriegen mussten alle Vereine ihre Tätigkeiten einstellen. Viele aktive Sänger kehrten nicht mehr in die Heimat zurück. Sie wurden durch inzwischen herangewachsene junge Männer nach Wiederaufnahme der Sangesstätigkeiten in den Nachkriegsjahren ersetzt.



Im Jahr 1952 feierte der „Männergesangverein Germania Wenkbach“ sein 50jähriges Bestehen, verbunden mit einem Sängerfest. Dort entstand auch die Aufnahme.



Der „Männergesangverein Liederkranz Oberweimar“ zeigte sich hier in seiner Blütezeit bei der Festveranstaltung zum 40jährigen Bestehen im Jahr 1960

100 Jahre Posaunenchor Roth/Wolfshausen 1912-2012

von Otto Weimar

Für den Posaunenchor wurden im Jahre 1912 Richtlinien und Statuten aufgestellt, deren Wortlaut nachfolgend wiedergegeben wird:

Mitgliedschaft

Der Posaunenchor ist gegründet und soll stehen auf dem Boden der Heiligen Schrift. Er dient zur Ehre Gottes, zur Erbauung seiner Gemeinde und zur Freude seiner Mitglieder. Aus diesem Grunde können nur Jünglinge und Männer demselben angehören, welche auf dem gleichen Boden stehen und dieses durch Wort und Wandel bezeugen.

Die Mitgliedschaft wird erworben durch Meldung bei dem Leiter des Chores. Die Aufnahme geschieht durch Stimmenmehrheit des Vereins. Bei Stimmgleichheit entscheidet die Stimme des Leiters und durch Annahme dieser Richtlinien.

Neu aufgenommene Mitglieder zahlen ein Eintrittsgeld von RM, sofern Sie nicht Söhne älterer Mitglieder sind.

Leitung des Chores

An der Spitze des Chores steht der Vorstand, dieser besteht aus dem Dirigenten des Chores, sofern dieser Mitglied des Chores ist und den beiden ältesten Mitgliedern.

Der Dirigent verteilt nach bestem Wissen und Gewissen die Instrumente und bestimmt die Mitglieder für die Besetzung der Stimmen. Jedes Mitglied muss sich den Anordnungen des Dirigenten gern und willig fügen, nach 1. Kor. 13, Vers 4-7 (Die Liebe ist langmütig und freundlich, die Liebe eifert nicht, die Liebe treibt nicht Mutwillen, sie blähet sich nicht, sie stellt sich nicht ungebärdig, sie sucht nicht das ihre, sie lässt sich nicht erbittern, sie rechnet das Böse nicht zu, sie freuet sich nicht der Ungerechtigkeit, sie freuet sich aber der Wahrheit: sie verträgt alles, sie glaubt alles, sie hoffet alles, sie duldet alles.).

Die Ältesten des Chores sollen den Dirigenten in jeder Weise unterstützen und haben bei Regelungen innerer und äußerer Angelegenheiten stets mitzuwirken.

Die Instrumente dürfen dem Zweck des Chores entsprechend nur zur Ehre Gottes gebraucht werden.

Die Instrumente sind Eigentum des Chores, sofern dieselben nicht auf eigene Kosten angeschafft sind.

Wer freiwillig oder gezwungen aus dem Chor ausscheidet, muss innerhalb 8 Tagen sein Instrument nebst Zubehör an den derzeitigen Leiter des Chores in einwandfreiem Zustand abgeben.

Jedes Mitglied hat das ihm anvertraute Instrument sorgfältig vor Beschädigung aller Art zu bewahren und in Ordnung zu halten. Alle durch Nachlässigkeit entstandenen Schäden und daraus entstehende Reparaturkosten muss der derzeitige Inhaber des Instrumentes selbst tragen.

Übungsstunden

Sämtliche Übungsstunden werden mit dem Blasen eines Chorals eröffnet und geschlossen. Die Übungsstunden leitet der Dirigent, in Abwesenheit der von demselben Bestimmte. Sie finden regelmäßig jede Woche 2 mal am Dienstag und am Donnerstag statt, mit der Ausnahme, dass im Sommer eine dieser Übungsstunden auf den Sonntagvormittag gelegt wird. Außerdem können vom Dirigenten außerordentliche Übungsstunden einberufen werden.

Da auch die Übungsstunden unter die Richtlinien von 1. fallen, soll in ihnen fortan weder geraucht noch geistige Getränke getrunken werden. Auch soll sich während der Übungsstunden nicht ohne triftige Gründe entfernt werden.

Zucht und Ordnung

Es wird jedem Mitglied zur Pflicht gemacht, möglichst regelmäßig und pünktlich zu erscheinen. Jedes Fehlen in den Übungsstunden und beim öffentlichen Auftreten des Chores ist durch wirkliche Hinderungsgründe zu entschuldigen.

Es ist darauf zu achten, dass sich die Mitglieder des Chores in und außerhalb der Übungsstunden stets in Freundlichkeit und Ehrerbietung begegnen - nach Kol. 3 Vers 12-17 u. 19. Streitigkeiten, welche zwischen zwei oder mehreren Mitgliedern vorkommen, werden nach Math. 18 Vers 15-17 in christlicher Weise geregelt; am besten vom Betreffenden selbst oder im anderen Fall mit Hilfe des Leiters und einigen von diesem zu ernennenden älteren Mitgliedern des Chores. Wer sich dem nicht fügt, wird ausgeschlossen.

Es ist wünschenswert, dass die Mitglieder des Chores von weltlichen Lustbarkeiten und von weltlichen Vereinen fernbleiben und nach dem Wort des Apostels Paulus in Titus 2, Vers 11-15 handeln.

Übermäßiges Trinken und unzuchtiges Leben sowie Beitritt in eine öffentliche zum Tanze aufspielende Musik-Kapelle ist strengstens untersagt. Wer dem zuwider handelt, wird zunächst durch den Chorleiter gewarnt, bei öfterem Wiederholen als Ärgernis erregend aus dem Chor ausgeschlossen (Röm.13 Vers 13-14, 1.Kor.6 Vers 9-10, Eph.5 Vers 18-20, Gal.5 Vers 19-21).

Wiederaufnahme eines ausgeschlossenen Mitgliedes ist nur nach geziemender Sühne und Beilegung des gestifteten Ärgernisses unter Zustimmung von mindestens der Hälfte der derzeitigen Mitglieder gestattet.

Auflösung des Chores

Der Chor kann aufgelöst werden, erstens durch geheime Abstimmung, welche jedoch eine 100%ige Zustimmung zur Folge haben muss, oder aber bei dem Absinken der aktiven Bläser unter 4 Mann. Das noch vorhandene Kapital sowie die Noten und die Instrumente fallen alsdann den Kirchenkassen Roth und Wolfshausen - je nach der Zahl der bei der Auflösung mit gestimmten Mitglieder - prozentual zu. Wir stellen unseren Posaunenchor unter den Schutz unseres Herrn und Heilandes

Jesus Christus und halten fest an dem Bekenntnis des Apostels Paulus: „Einen andern Grund kann niemand legen außer dem der gelegt ist welcher ist Jesus Christus.“ (1.Kor.3 Vers 10-11).

Unter diese Richtlinien oder Statuten haben sich die damaligen Gründungsmitglieder des Posaunenchores mit dem Bibelwort „Jauchzet dem Herrn alle Welt – dienet dem Herrn mit Freuden“ gestellt (Psalm100). Heute könnte der Chor unter diesen Richtlinien oder Statuten nicht mehr bestehen. Diese Bedingungen wurden nach dem 2. Weltkrieg aufgeweicht, um das weitere Bestehen des Chores zu ermöglichen. Doch erst 1993 hat der Chor eine neue Satzung erarbeitet, die auch heute noch ihre Gültigkeit hat. Der Grundgedanke des Chores ist immer noch, dass der Chor auf dem Boden der Heiligen Schrift steht. Er dient zur Ehre Gottes, zur Erbauung seiner Gemeinde und zur Freude seiner Mitglieder. So ist der Posaunenchor Roth-Wolfshausen mit seinen 18 Bläserinnen und Bläsern, mit 25 passiven Mitgliedsfamilien und dem Dirigenten Dietrich Wolf in der Kirchengemeinde Roth mit Wolfshausen, Wenkbach und Argenstein, ja auch in der Gemeinde Weimar (Lahn) immer noch aktiv. Für die Zukunft wünscht sich der Chor, dass auch nach 100 Jahren noch viele junge Leute und Erwachsene den Chor aktiv unterstützen.

Kleine Mitteilung

Pfingstreiser. Ganz vereinzelt sehen wir sie noch in unseren Dörfern: zum Pfingstfest festtäglich mit Birkengrün geschmückte Hoftore. Einer der letzten, die noch alljährlich das Birkengrün anbrachten, war Heinrich Schneider in Niederwalgern (*Bergschneirersch*). Seine Pfingstreiser (*Piestreiser*) erinnerten an eine Zeit, als noch vor einer Generation fast alle Häuser und Höfe an den Pfingstfeiertagen mit grünen Zweigen herausgeputzt waren – ein Schmuck, den wir heute noch in den katholischen Dörfern des Amöneburger Beckens zum Fronleichnamfest finden, wenn die Prozessionswege zu den vier Außenaltären mit Triumphbögen, Blumentepichen und eben mit Birken- und Buchenreisern an den Zäunen und Hoftoren gesäumt sind. Auch in den evangelischen Dörfern mag darin noch eine *longue durée*, eine kollektive Erinnerung von langer Dauer an vorreformatorische Prozessionen zum Ausklang des Osterfestkreises geblieben sein, wie wir sie etwa in Fronhausen noch im Namen der Pfingststraße finden, die von der Kirche zur Pfingstweide führte, in deren Nähe im Spätmittelalter ein Heiligkreuz stand (dazu S. Becker: Heiligkreuz. In: Von Essen nach Hessen. 850 Jahre Fronhausen 1159-2009. Fronhausen/Lahn 2009, S. 575-580). Dass es auch noch in jüngerer Zeit nicht nur profaner Brauch war, sondern durchaus in kirchlichem Kontext stand, klingt in einem Artikel an, den der renommierte Forstwissenschaftler

Georg Ludwig Hartig (*2.9.1764 Gladenbach, †2.2.1837 Berlin; dazu Dieter Blume: Die Familie Hartig – 200 Jahre im Dienst der Forstwirtschaft. In: Gladenbach und Schloß Blankenstein, hrsg. von Dieter Blume und Jürgen Runzheimer, Marburg 1987, S.419-429) im forstlichen Konversationslexikon brachte: In manchen Gegenden bestehe „der uralte Gebrauch, auf Pfingsten die Kirchen und Häuser mit grün belaubten Birkenreisern aufzuputzen“. Hartig stellte also, sicherlich auf seine Eindrücke aus der Jugendzeit in Gladenbach rekurrierend, einen Bezug zum Kirchenfest und sakralen Ritus her, auch wenn er mit dem Artikel eine rein forstwirtschaftliche Absicht verband, würden doch „nicht selten die schönsten Laibreiser oder Pflanzbirken dazu gestohlen. Dies geschieht oft deswegen, weil die Forstbeamten zur Zeit, wo die Birken schon grün sind, dergleichen Reiser nicht verkaufen. Diesem Uebel kann, wenigstens großen Theils, dadurch abgeholfen werden, wenn man öffentlich bekannt macht, daß auf Anmelden dergleichen Reiser um billigen Preis zu haben seyen. Der Forstbeamte kann sie dann an unschädlichen Orten hauen lassen, um den Diebstahl zu verhindern“ (Forstliches und forstwissenschaftliches Conversations-Lexikon. Ein Handbuch. Berlin 1834: 609, verfasst von Georg Ludwig Hartig zusammen mit seinem Sohn Theodor Hartig, *21.2.1805 Dillenburg, †26.3.1880 Braunschweig). S. Becker

Landwegebau und Wagenräder

von Hans Schneider

Der Leser wird sich fragen: „Was versteht man unter dieser Überschrift und was hat das eine mit dem anderen zu tun?“ Ja: da gibt es Verbindungen, die jedoch heute nicht mehr bekannt und auch nicht vorstellbar sind.

Im Juni 1825 brachte die landwirtschaftliche Zeitung für die Bauern und für die Fuhrleute einen ausführlichen Bericht, eine Empfehlung, wie die Wagenräder beschaffen sein sollten, damit die Land- und Feldwege schonend befahren werden könnten.

Bis dahin wurden die vom Stellmacher hergestellten Wagenräder vom Schmied mit

Eisenbändern und „Kopfnägeln“ ähnlich den heute bekannten Spikes beim PKW, jedoch viel größer, beschlagen.

Diese Räder mit den „Stacheln“ hinterließen große Schäden an den Staats-, Land- und Gemeindewegen sowie auch an Feldwegen. Dem Schmied und auch dem Stellmacher brachte dieser Beschlag den Vorteil, dass die Räder eher kaputt gingen und sie bald wieder ersetzt werden mussten – so der Kommentar in der Zeitung. Mit dem Zeitungsbericht wollte man die Bauern auf diese Situation hinweisen und sie belehren.



Schmiedewerkstatt 1926. Zu sehen ist der Schmied Karl Fegmeier und der Stellmacher Johannes Heuser (mein Großvater), die hier einen neuen Wagen herstellen.

In jenen Zeiten waren die Dörfer und Städte für die Straßen und Wege in ihren Gemarkungen zuständig. Sie hatten für die Unterhaltung zu sorgen. Überwiegend wurden diese Arbeiten durch Hand- und Spanndienste ausgeführt.

Hand- und Spanndienste mussten auch für Bauarbeiten an Staats- und Landesstraßen er-

bracht werden. Die Staatsstraßen und Landwege wurden auch von durchziehenden Fuhrleuten benutzt, die ihre Waren von Süden nach Norden, von Westen nach Osten usw. transportierten, so wie heute durch Bahn und Lkw.

Diese Überland-Fuhrleute hatten schon mehrheitlich den heute bekannten flachen Rei-

fen auf ihren Wagenrädern, so dass von hier aus nicht allzu große Schäden an den Wegen und Straßen entstanden.

Also waren auch weniger Reparaturarbeiten notwendig. Durch Überlieferungen ist bekannt, dass mancherorts die Bauern die Landwege an bestimmten Stellen in schlechtem Zustand hielten, um im Bedarfsfall den Überlandfuhrleuten durch Vorspann zu helfen und sich dadurch ein Zubrot zu verdienen. Zahlten diese nicht genug, ließ man sie einfach in ihrer misslichen Lage hängen.

Hier Ausschnitte der mehrseitigen Empfehlung in der Zeitung zur Umstellung der Räderherstellung wie folgt: „Wenn nun die Anregung zur zweckmäßigen Bearbeitung der Wege den Wegbaubeamten obliegt, so erhebt sich dagegen die Abschaffung der höchst nachteilig auf die Wege wirkenden Kopfnägel an den Radbeschlügen als am dringendsten heraus, und hier wird es Sache des Landwirtschaftsvereins sein, auf die Abschaffung eines Beschlages zu dringen, welcher den Wegen, wie dem Geschirr des Landmanns selbst gleich nachhaltig ist, und im größten Teil in Süddeutschland schon längst nicht mehr vorkommt“. Dann werden auf einer ganzen Seite die Vor-, aber auch die Nachteile der beidseitigen Radbeschlüge erörtert, wobei der Kopfnägelbeschlüge der Wagenräder der für die Wege schlechteste sei. Nur im Bergabfahren sei der Beschlag mit den „Kopfnägeln“ dem flachen Reifen gegenüber im Vorteil.

Weiter heißt es: „Die Schmiede machen es sich bequem und es ist für ihr Interesse vorteilhafter, die Räder mit den Kopfnägeln herzustellen, weil dadurch weniger Eisen benötigt wird. An die ständigen Erschütterungen, durch die vielen großen Kopfnägel, die dem Stirnrad einer Mühle gleichkommen, wollen sie nicht denken. Für sie ist es vorteilhafter, wenn die Räder bald wieder zu Grunde gehen. Nun entsteht die Frage: Wie ist es möglich, dass seit Jahrhunderten diese Schmiede im Stande sind, die Landsleute zu ihrem Nachtheil diese Kopfnägel-Radbeschlüge zu versetzen. Auch denken die Schmiede nicht an die Zerstörungen

der Wege durch die Kopfnägel und auch nicht daran, dass der Beschlag mit einem ganzen Reifen für das Rad zweckmäßiger ist“.

Es werden dann die Kosten der beiden Beschlagsarten gegenüber gestellt: „Es ist unwahr, dass der Beschlag mit Kopfnägeln dauerhafter sei. Wer diese Behauptung nur im mindesten in Zweifel zieht, der gehe mit Aufmerksamkeit einige Minuten hinter einem beladenen Wagen mit solchem Kopfnägel-Beschlag her und dann auch mit gleicher Aufmerksamkeit hinter einem beladenen Wagen mit glattem Beschlag. In Sekunden wird dieser Beobachter die lebhafteste Überzeugung gewonnen haben, dass das Rad mit Kopfnägeln durch die ständigen heftigen Stöße, welche die Kopfnägel gegen die Steine des Weges ausüben und auch solche durch die ununterbrochenen Erschütterungen des ganzen Rades selbst erleiden. Das glatte Rad, welches sich sanft und still über den Weg walzet und den Weg schont ist viel vorteilhafter. Zum Nachteil des Wagners, der weniger Räder machen muss und auch für den Schmied, der weniger zu beschlagen hat“.

Es wird weiter berichtet: „So hoffen wir denn nun von dem gesunden Urteil unserer Landsleute, dass sie zur Schonung ihres Viehes, ihrer Wagen und ihrer mühsam verbesserten Wege die Wagenräder mit glatten Reifen beschlagen lassen“. Es ist interessant zu lesen, mit welchen Dingen man sich vor etwa 200 Jahren beschäftigte. Auch damals gab es Probleme, die zu lösen waren.

In meinem erlernten Beruf als Stellmacher und einer 20jährigen Selbstständigkeit war mir dieser Radbau mit den „Kopfnägeln“ nicht bekannt. Auch in der Ausbildung wurde nie hiervon berichtet. Es ist einfach schon zu lange her.

Bei älteren Personen oder Bauern, die vielleicht mit solchen, vom Stellmacher hergestellten und vom Schmied beschlagen Wagen, gefahren sind oder kennen, werden Erinnerungen geweckt. Diese Personen werden den Bericht mit Interesse gelesen haben und ihn nachvollziehen können.

Die Lahnüberquerung bei Argenstein von der Furt bis zur Waldschlösschenbrücke

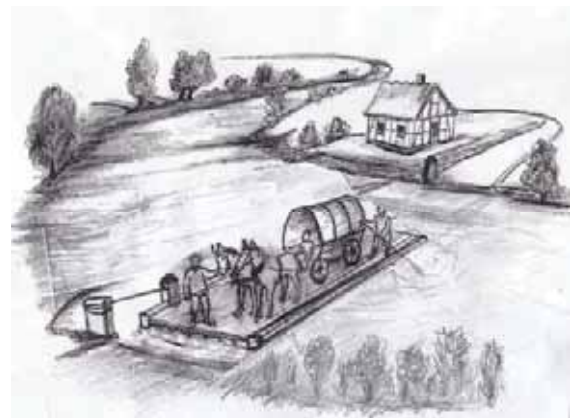
von Hans Schneider

Versetzen wir uns einmal gedanklich in die Zeit der Jahre um 1650. Der dreißigjährige Krieg war gerade zu Ende gegangen. Die Menschen fingen wieder an, die Zerstörungen durch die Kriegseinwirkungen zu beseitigen. Der Handel mit Waren und Gebrauchsgütern kam allmählich wieder in Gang. Nur mit Pferdegespanne und den entsprechenden Wagen gab es Möglichkeiten (außer den Wasserstraßen) die Waren von Ort zu Ort von Süd nach Nord und von West nach Ost des Landes zu transportieren. Straßen im heutigen Sinne waren unbekannt. Man muss sich die Landwege oder Reichsstraßen wie schlecht ausgebaute Feldwege vorstellen. Die Überquerungen von Bächen und Flüssen stellten außerdem große Hindernisse dar, die nicht selten mit schweren Folgen verbunden waren.



So schildert Becker in der Heimatwelt Nr.47 einen tragischen Unfall bei der Furt über die Lahn bei Argenstein, den er aus den Kirchenbüchern entnommen hat. Der Text ist der heutigen Schreibweise inhaltlich entsprechend angeglichen und wie folgt formuliert: „Am 22. März 1656 ist Christophel Franzl von Nürnberg beim Durchfahren der Furt bei Argenstein von der Postkutsche gefallen und in der Lahn ertrunken. Erst am 21. April, also vier Wochen später, habe man ihn gefunden und in der Kirche zu Wolfshausen beigesetzt“. Dieser Unfall gibt Zeugnis darüber, mit welchen Gefahren die Menschen in diesen Zeiten beim Überwinden von Hindernissen, wie Bächen und Flüssen, zu kämpfen hatten. In den Folgezeiten wurde immer wieder von schweren Unfällen beim Überqueren der Lahn berichtet.

Im Jahr 1715 wurde erstmals eine Fährre zum Übersetzen der Lahn erwähnt. Auch ein kleines Häuschen mit Boden, Keller und Backofen für den Fährmann hat man errichtet sowie einen Brunnen neben dem Gebäude gegraben. Das Fährschiff ist anfällig gewesen und hatte oft repariert oder ersetzt werden müssen. Große Hochwasser und Eisgänge im Winter / Frühjahr hatten enorme Schäden an dem Fährschiff verursacht. Die Fährre wurde mittels eines Seiles und über Rollen hinüber und herüber gezogen. Der Fährmann war auch gleichzeitig der Zollbeamte, auch Erheberer genannt. Für das Überfahren wurden Gebühren festgesetzt, die genau spezifiziert nach Personen, Gruppen, Gespannen und sonstigen Tieren berechnet wurden. Wiederholt hatte man Unfälle zu beklagen, die im Jahr 1755 zur Einstellung des Fährbetriebes geführt haben.



Bei einem letzten „Beinaheunfall“ war ein mit 6 Maultieren gezogener Wagen fast ins Wasser gefallen. Bauarbeiter bei der Mühle hatten den Unfall gesehen und haben helfend eingegriffen. Sie haben das Fährschiff mit Ladung retten können. Dieser letzte Unfall war wohl der Grund für die endgültige Einstellung des Fährbetriebes. Insgesamt wurden in den 40 Jahren des Fährbetriebes fünf neue Fährschiffe in Betrieb gesetzt

Durch die vielen Unfälle mit dem Fährschiff kam von der Regierung in Marburg der Vorschlag für einen Brückenbau. Hierüber gab es Unstimmigkeiten zwischen dem Landgrafen und der Regierung. Aber es kam dazu, dass der Landgraf endlich seine Zustimmung erteilte.

Mit den Brückenbauarbeiten wurde im Frühjahr 1755 begonnen, die noch im gleichen Jahr abgeschlossen werden konnten. Die Brücke wurde zunächst nachts mit einem Schlagbaum geschlossen. Fuhrleute mussten bis zur Öffnung ausharren. Durch Hochwasser und Eisgang traten wiederholt Schäden an der Holzbrücke ein, die ein Befahren nicht zuließen, so dass zeitweise wieder ein Fährschiff eingesetzt werden musste. Aber das war keine gute Lösung. Die Brücke war für Fuhrleute und Postkutscher inzwischen eine sehr wichtige Einrichtung. Es war das Bestreben aller Beteiligten, baldigst eine stabile Brücke zu schaffen. Die Straße nach Frankfurt war als Haupt- und Poststraße von den Fuhrleuten stark frequentiert. Sie waren auf einen gesicherten Übergang der Lahn dringend angewiesen. Eine neue Holzbrücke war wieder geplant, die jedoch nicht mehr in Auftrag gegeben wurde.



Alle maßgebenden Stellen waren sich einig, dass eine verkehrssichere Brücke gebaut werden muss. Schließlich wurden alle Vorbereitungen für einen massiven Brückenbau getroffen, so dass ein Auftrag für den Bau erteilt werden konnte. Die Genehmigung wurde am 24. Mai 1829 erteilt. Die Kosten der dreibogigen Brücke mit zwei Mittelpfeilern sollten etwa 24.500 Reichstaler betragen. Auch ein „Erheberhaus“ (Zollbeamtenhaus) war eingeplant. Während der Bauphase wird von meuternden Brückenbauarbeitern gesprochen, die ihre Löhne wegen fehlender Gelder nicht pünktlich erhielten. Die Arbeiten stockten zeitweise. Schließlich wurde mit Unterbrechung der Arbeiten die Fertigstellung des Bauwerkes am 7. August 1835 gemeldet und die Brücke für den Publikumsverkehr freigegeben. Die Sandsteine für dieses Bauwerk hat man sicherlich aus den nur wenige hundert Meter entfernt liegenden großen Sandsteinbrü-

chen von Wolfhausen gewonnen und angefahren. Allerdings fehlen hierüber die Beweise. Durch den zunehmenden Straßenverkehr in den Nachkriegsjahren nach 1945 wurden stetig Sanierungsarbeiten an der Brücke notwendig. Schließlich wurde durch den Aufbau einer starken Betonplatte die Brücke nochmals verstärkt und verbreitert. Nun wird sie durch die neu errichtete „Waldschlösschenbrücke“ nur noch für den innerörtlichen Verkehr benötigt. Sie ist Bestandteil der neuen Kreisstraße Nr. 42.



Der Chronist Herbert Kosog hat ausführlich über das Fährschiff, das Zollhaus und über die Brückenbauten in der Heimatwelt Nr. 3 berichtet.

Bereits seit Ende der 1960er Jahre befasste man sich auf politischer Ebene mit der wichtigen Verkehrsader, der Bundesstraße 3, in unserer Gemeinde. Die autobahnähnliche Straße war nördlich und südlich von Weimar soweit vorhanden, dass nur noch der Lückenschluss zwischen Marburg/Gisselberg und Weimar/Roth herzustellen war. Mit schier unüberwindbaren Hindernissen wurde man konfrontiert. Es gab wenig Fortschritte. Erst mit der Deutschen Wiedervereinigung im Jahr 1990 und dem damit verbundenen wesentlich höheren Verkehrsaufkommen gelangte die Aufmerksamkeit für den Neubau (den Lückenschluss) verstärkt in den Brennpunkt bei der Bevölkerung und auch bei den politisch Verantwortlichen. Die in Wolfhausen gegründete Bürgerinitiative hat maßgeblichen Anteil an der Verwirklichung dieses Bauprojektes. Am 11. Mai 2011 wurde der Lückenschluss mit den entsprechenden Brückenbauwerken dem Verkehr freigegeben.



Die neue Waldschlösschenbrücke (Aufnahme von Karl Krantz)

In einem anberaumten Treffen vor Ort durch das Amt für Straßen und Verkehrswesen (heute Hessen Mobil) wurde die neue Brücke über die Lahn auf Empfehlung der Bürgerinitiative Wolfshausen auf den Namen „Waldschlösschenbrücke“ getauft. Hiermit soll das allseits

bekannte Hotel mit Gaststätte „Waldschlösschen“ in Erinnerung bleiben, das dem Straßenbau Anfang der 1970er Jahre weichen musste.

Quelle: Hessische Straßen- u. Verkehrsverwaltung



Kleine Mitteilung

Eine Kleine Bergente (*Aythya affinis*) in Niederwalgern? In der Chronik „Niederwalgern 1235-2010. Ereignisse und Erinnerungen aus 775 Jahren. (Historische Schriften der Gemeinde Weimar/Lahn 1) Weimar/Lahn 2010“ hat der Ornithologe Martin Kraft in seinem Beitrag zum Martinsweiher (dem Baggersee in der Lahnaue zwischen Niederwalgern und Roth) die Beobachtung einer Kleinen Bergente am 25. Januar 2008 mitgeteilt und mit einer Fotografie belegt, die farbig auch im Internet abrufbar ist (http://www.marburger-vogelwelt.de/html/kleine_bergente.html, eingesehen 10.08.2012).

Das ist einer besonderen Erwähnung sicher wert, denn sie war ein sehr seltener Irrgast, „eine absolute Rarität“, wie Kraft zu Recht meint. Auch Raffael Aye (Basel) konnte im Januar 2001 eine männliche Kleine Bergente am südlichen Oberrhein beobachten; zum wiederholten Auftreten dieses Exemplars liegt ein ausführlicher Bericht von Daniel Kratzer vor: „Auftreten und Verhalten einer Kleinen Bergente (*Aythya affinis*) im Dreiländereck bei Weil am Rhein“ (Naturschutz am südlichen Oberrhein 6, 2011: 145-148). Darin wird auf die seit Mitte der 1990er Jahre vereinzelt mitgeteilten Beobachtungen des Vogels in Mitteleuropa hingewiesen. Kratzer konnte die zur Gruppe der Tauchenten gehörende Kleine Bergente, auch Veilchenente oder engl. Lesser Scaup genannt, anhand mehrerer Merkmale eindeutig von der in den paläarktischen Tundren Asiens und im nördlichen Skandinavien verbreiteten Bergente (*Aythya marila*) unterscheiden. *Aythya affinis* kommt auf dem nordamerikanischen Kontinent von der Hudson-Bay bis nach Alaska vor, und so wird vermutet, dass einzelne Exemplare durch starke Westwinde nach Nordeuropa verdriftet wurden, soweit sie nicht aus Gefangenschaft entflohen sind (was Kratzer für den von ihm beschriebenen Vogel als wahrscheinlich annimmt). Ihr Vorkommen auf den britischen Inseln, dann auch in den Niederlanden, am Oberrhein und schließlich in Niederwalgern ist also in der Tat außergewöhnlich, doch sollten die Sichtungen vielleicht relativiert werden: ob der Erpel in Niederwalgern nicht doch eine phänotypische Täuschung der Evolution war, kann nicht mit letzter Sicherheit ausgeschlossen werden.

Schon Kratzer hat bemerkt, dass sich das Exemplar in Weil am Rhein nicht nur von *Aythya marila*, sondern auch von gelegentlich auftretenden Hybriden anderer Tauchenten abgrenzen ließ, wenigstens indirekt also ein Problem angeschnitten: gerade Tauchenten lassen sich

wegen häufiger Bastardierungen nicht immer eindeutig bestimmen, und dies trifft für die Kleine Bergente in besonderem Maße zu (vgl. C. Perrins: The ‚Lesser Scaup‘ problem. *British Birds* 54, 1961: 48-54). Denn die in Mitteleuropa verbreitete rotköpfige Tafelente (*Aythya ferina*) und die im nördlichen Mitteleuropa ebenfalls häufige Reiherente (*Aythya fuligula*) erbringen gelegentlich Hybriden (vgl. Einhart Bezzel: Beobachtungen an wildlebenden Bastarden Tafel- x Reiherente [*Aythya ferina* x *fuligula*]. *Journal für Ornithologie* 101, 1960: 276-281), die der Kleinen Bergente (*Aythya affinis*) zum Verwechseln ähnlich sehen (einschließlich des aus der Tafelente resultierenden violett glänzenden Kopfes und der dunklen Schnabelbohne, der gelben Iris, der deutlichen Rieselung der Flügeldecken und Flanken sowie des kleinen Schopfansatzes als Einfluss der Reiherente).

Diese auffällige Ähnlichkeit haben Siegfried Scherer und Thomas Hilberg in ihrem Beitrag „Hybridisierung und Verwandtschaftsgrade innerhalb der Anatidae – eine systematische und evolutionstheoretische Betrachtung“ (*Journal für Ornithologie* 123, 1982: 357-380) als Beleg für ihre These aufgeführt, dass alle Anatiden auf eine gemeinsame Stammform zurückgehen, die nicht spezialisiert war und deren Merkmale in den heute lebenden Arten durch mikroevolutionäre Prozesse in verschiedener Weise ausgebildet wurden. Auch unter den Gründelerten erbringen die eurasische Löffelente (*Anas clypeata*) und die Blauflügel-Zimtene (*Anas cyanoptera*) Hybriden, die der neuseeländischen Löffelente (*Anas rynchotis*) einschließlich der markanten, bei der eurasischen Löffelente fehlenden weißen Halbmondzeichnung am Vorderkopf fast völlig gleichen.

Für die Beobachtung in Niederwalgern bleibt also eine Spur Unsicherheit, die auch mitgeteilt werden sollte: es ist wahrscheinlich *Aythya affinis* gewesen, doch ausschließen lässt sich ein Hybridtier nicht, gerade bei dieser Art, die das Ähnliche, Verwandte, Verwechselbare sogar im Namen trägt: *affinis*. So erinnert uns selbst die banale Beobachtung einer unscheinbaren Wildente daran, dass die Bilder, die wir sehen, nicht immer das sein müssen, was wir darin zu sehen glauben: unsere Wahrnehmung ist immer zugleich Interpretation von Wirklichkeit. Und wir sollten daher die Möglichkeiten der Interpretation ausloten und ihre Spielräume ausschöpfen, ehe wir eindeutige Definitionen wagen.

S. Becker

Flachs – die vergessene Faser

von Günther Klein

Heute können mit dem Wort Flachs und seiner Bedeutung nur noch die älteren Menschen etwas anfangen. Dies war bis vor 60 Jahren noch ganz anders. Aus der Flachsfaser wurden in der Leinenindustrie Gewebe (Stoffe) hergestellt, welche in der Textilindustrie zu Kleidern, Bett und Hauswäsche, Bezugsstoff für Bucheinbände, Taschen und Schuhe verarbeitet wurden.



Eine Bäuerin trägt die großen Flachsbündel zum Riffeln fort. Der hierbei gewonnene Leinsofen dient im nächsten Frühjahre zur Saat oder es wird daraus das sehr begehrte Leinöl gemacht

Obwohl das Leinentuch oder auch Linnen genannt bereits seit dem 19. Jahrhundert durch die Baumwolle verdrängt wurde, mussten auf Grund der schwierigen wirtschaftlichen Lage während der beiden Weltkriege verstärkt Flachs angebaut werden, um die Bevölkerung und auch das Militär mit Leinstoffen zu versorgen. Im Jahr 1939 wurden über 200.000 Morgen Flachs in Deutschland angebaut. Es ist bekannt, dass unter anderem in Ägypten, Mesopotamien und Phönizien bereits vor 6.000

bis 7.000 Jahren Leinen systematisch verarbeitet wurde. Ägyptische Mumien wurden in Leinstreifen gehüllt. Es ist daher nicht ausgeschlossen, dass die Leinenverarbeitung bereits seit 10.000 Jahren existiert.



Aber nun zu unserer Heimatgeschichte aus dem Jahr 1918. Der Benner Konrad aus Argenstein wollte seine Katharina aus dem Nachbardorf heiraten. Vor einigen Wochen schon war der Einlader umgegangen und hatte die Hochzeitsgäste nach dem Elternhause der Braut geladen. Mutter Anna Katharina hatte in diesen Wochen viel zu tun; sie musste doch der Tochter Katharina die „Lade“ (auf Platt Loahr) fertigmachen, die Hochzeitstruhe mit den Laken, Bezügen, Handtüchern, den bestickten Hemden und was alles zur Wäscheausstattung eines Bauernmädchens gehörte. Von jeher war es ein alter Brauch, dass die Wäsche und Kleidung im Haus der Braut selbst angefertigt wurde. Sie hatten nicht viel Land, nur 25 Morgen, aber einige Morgen waren wie in allen Bauernfamilien für den Anbau von Flachs bestimmt, und Brautmutter Anna Katharina sorgte in jedem Frühjahr für eine gute Aussaat. Mit ihren Töchtern und dem jüngsten Buben bearbeitete sie den Flachs selbst. In der Spinnstube wurde er zu Garn gesponnen und dann, wenn es zum Winter ging, rückte der alte Bauer selbst den schweren Webstuhl ins Wohnzimmer. Tag und Nacht klapperte er, während im Ofen die Buchenscheite knisterten und der Duft von gebratenen Äpfeln das ganze Haus durchzog. Selbstverständlich saß auch Katharina häufig am Webstuhl und webte das Leinen, das später zu Ihrer Brautausstattung gehö-

ren würde. Hier darf nicht unerwähnt bleiben, dass viele Teile von der Mutter weitervererbt wurden und auch Katharina viele Teile an ihre Töchter weitervererbt. Nach den Hochzeitsfeierlichkeiten wurden Möbel, die Lade und alle Wäschestücke auf den sogenannten Brautwagen geladen und zum Hause des Ehemannes gefahren. Wer nun denkt sie würden eine eigene Wohnung beziehen, liegt falsch. Alt und Jung lebten in einem Haushalt und die Mutter des Bräutigams wird noch viele Jahre auf dem Hof und in der Küche das Zepter schwingen. Und manche junge Braut hat oftmals viele Tränen vergossen bis sie selber das Zepter übernahm. Wieviel Arbeit allerdings bis zum fertig gewebten Leinen zu leisten ist, möchte ich nachstehend schildern. Im Frühjahr, etwa von Mitte April an, wird der Flachssamen ausgesät. Häufig muss das Feld in den nächsten Monaten gehackt werden, damit kein Unkraut hochkommt. Sonst wird beim Verkauf der Flachs schlechter bezahlt.



Tauröste auf einer Waldlichtung. Der Tau der Nacht und die Wärme des Tages rösten den Flachs und lösen die Fasern vom Stroh. Damit er nicht fault, muß der Flachs häufiger gewendet werden.

Wenn im Herbst die Stengel sich gelblich färben, und die Samenkapseln verbleichen, dann ist die Zeit der Ernte da. Der Flachs wird aber nicht gemäht, sondern „gerauft“. Die geübten Hände des Bauern und der Erntehelfer verstehen es, mehrere Pflanzen auf einmal zu erfassen und mit den Wurzeln aus der Erde zu ziehen. Die Flachsbüschel werden mit einem Flachsstengel zu Bündeln gebunden und in einer doppelten Reihe schräg gegeneinander zum Trocken aufgestellt. Solche Reihen von Flachsbündeln nennt man Kapellen. Hat die Sonne den Flachs gründlich getrocknet, so wird er in die Scheunen gefahren oder direkt nach Marburg zu einer Röstanstalt, die auch Flachsfabrik genannt wird. In unserer Gegend

meist mit einem Leiterwagen gezogen von zwei Kühen. Die ganz kleinen Bauern hatten nur eine Kuh. Sie war Milchlieferant und Zugtier.



Ehe der Flachs weiter verarbeitet wird, entfernt man zunächst den Samen. Dies nennt man „geriffelt“. Man zieht die einzelnen Flachsbündel durch einen Riffelkamm, der die Samenkörner abreißt. Der hierbei gewonnene Leinsamen dient im nächsten Frühjahr wieder zur Aussaat oder er wird in der Marburger Ölmühle zu Leinöl gepresst. Es wird als Speiseöl oder auch in der Industrie zur Farbherstellung benötigt.



Die Überreste aus dem Leinölsamen nennt man Ölkuchen. Das ist ein sehr wichtiges Futtermittel für das Vieh. Die nun geriffelten Flachsstengel müssen zunächst geröstet werden. In unseren Dörfern wendete man die „Tauröste“ an. Etwa vier Wochen wird der Flachs auf der Wiese oder Acker ausgebreitet.

Der Nachttau und die heiße Sonne am Tage machen die Stengel weich, rösten sie, so dass sich die wertvolle Flachsfaser vom Stroh löst. Damit während der Tauröste der Flachs nicht fault, muss er häufiger gewendet werden.



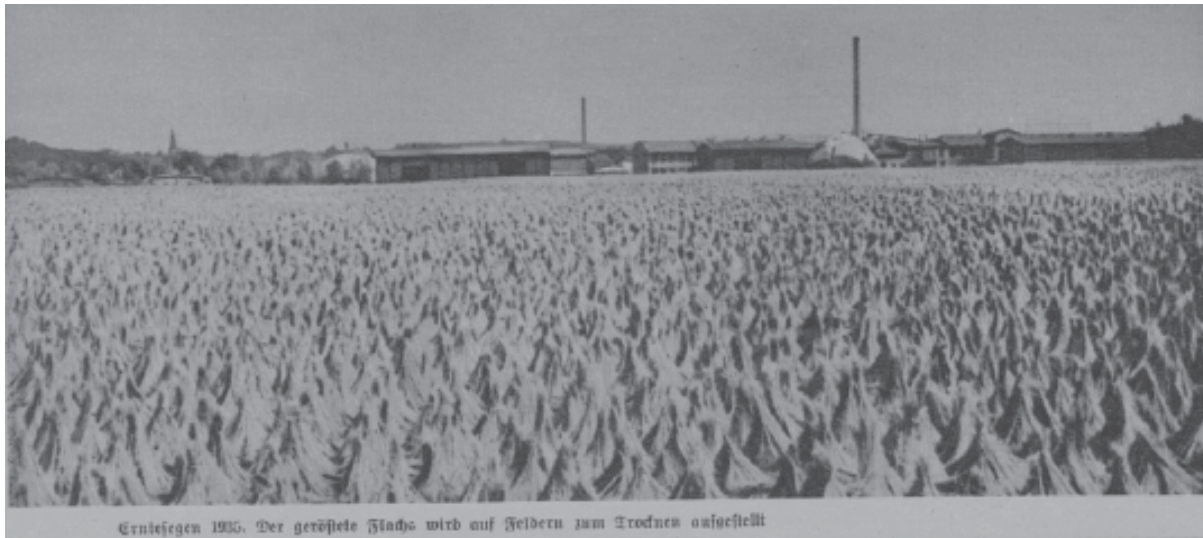
Die Tauröste beginnt mit dem Auslegen des geriffelten Flachstrohes

In den Fabriken wird ein anderes Verfahren angewendet. Der Flachs kommt in riesige Gärungshallen wird in Schächte gepresst und mit warmen Wasser aufgeweicht. Nach dem Rösten muss der Flachs zunächst wieder einmal getrocknet werden. Das geschieht etwa von Oktober bis November. In dieser Jahreszeit sah man daher in der Umgebung von Flachsroste-reien riesige Felder mit Flachsbündeln. Um das Stroh von der Flachsfaser zu entfernen, wird der Flachs jetzt „gebrochen“, d.h. er wird zwischen Holzstäben, die ineinandergreifen, mehrfach geknickt. Dann befinden sich aber immer noch kleine Strohteilchen zwischen den Fasern. Der Flachs wird nun geschwungen, dann fallen diese kleinen Strohteilchen noch heraus. Bleiben die Stengel lang, so hat man im Brechen und Schwingen die richtige Erfahrung

mitgebracht. Denn nur für die langen Fasern kann man beim Verkauf einen guten Preis erzielen und auch bei der Selbstverarbeitung lassen sich lange Fasern besser spinnen. Jetzt beginnt die Arbeit der Bäuerin und ihrer Töchter. Da sitzen sie nach dem Abendbrot in der Stube und haben ihre Spinnräder aufgestellt. Vor dem Fenster ertönen die Klänge der Ziehharmonika und schon kommen die jungen Bauern aus dem Dorfe herein und leisten den fleißigen Spinnerinnen Gesellschaft. Die schönen alten deutschen Volkslieder erklingen und nicht nur einstimmig. Wie mir meine verstorbene Schwiegermutter Anna Weiershäuser aus Altenvers erzählte, sangen sie und ihre Schwestern die Lieder dreistimmig. Noten dazu gab es keine. Dieses Liedgut wurde von einer Generation auf die andere weitergegeben. So hat der Flachs-anbau nicht nur der heimischen Wirtschaft geholfen, sondern er hat uns auch viele unserer alten Lieder und Bräuche erhalten. Wie bereits eingangs erwähnt, gab es nach dem 2. Weltkrieg kaum noch Flachs-anbau in unseren Dörfern. Die Baumwolle verdrängte den Flachs. Heute im Jahr 2012 gibt es in Deutschland gerade noch 30 ha auf denen Flachs angebaut wird. Die größten Flachs-anbaugebiete liegen in China mit 161.000 ha. Langfaser wird auch heute noch in der Textil-industrie verwendet. Kurzfaser wird in der Dämmstoffindustrie und in der Papierverar-beitung verarbeitet.



Museen: Aktives Museum „Henni Jaensch-Zeymer Handweberei Geltow in der Nähe von Potsdam-Sanssouci. Hier kann die Verarbeitung von Leinen in der Fertigung einer Kunsthandweberei besichtigt werden. Zum Bestand zählen ein Hochwebstuhl und 10 Flachwebstühle, auf denen trotz des Alters von 200 bis 300 Jahren noch gewebt wird.



Kleine Mitteilung

Flachs im „Dritten Reich“. Die Anmutung der im vorstehenden Artikel beigegebenen, wohl einer Zeitschrift aus den dreißiger Jahren entnommenen Bilder zeigt bereits, dass es darin nicht um eine nostalgische Erinnerung an eine vergehende Technik bäuerlichen Hausfließes ging, sondern um die Propagierung des Anbaus einer Faserpflanze im großen Stil. Die Bilder sind offensichtlich einer Broschüre entnommen, die genau dies leisten sollte: Ausdehnung des Anbaus von Lein (*Linum usitatissimum*). Als ich Anfang der achtziger Jahre ein Gartenbeet mit Lein aussäte, um fürs Freilichtmuseum Hessenpark einige Bündel getrockneten Flachs ernten zu können, erzählten mir viele ältere Leute beim Betrachten der aufbrechenden blauen Blüten, in den dreißiger Jahren seien weite Anbauflächen der Gemarkung mit dem blauen Flor überzogen gewesen, und ich ahnte bereits, dass hier ein Zusammenhang mit den Autarkiebestrebungen der nationalsozialistischen Agrarpolitik bestanden haben musste (dazu Avraham Barkai: Das Wirtschaftssystem des Nationalsozialismus. Der historische und ideologische Hintergrund 1933-1936. Köln 1977; Günter Fahle: Nazis und Bauern. Zur Agrarpolitik des deutschen Faschismus 1933 bis 1945. Köln 1986). Pflanzenproduktion und Pflanzenzüchtung sollten auf einen von Importen unabhängigen Stand gebracht werden, um die Rohstoffproduktion auf die Kriegswirtschaft vorzubereiten (Susanne Heim [Hrsg.]: Autarkie und Ostexpansion. Pflanzenzüchtung und Agrarforschung im Nationalsozialismus. [Geschichte der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft im Nationalsozialismus 2] Göttingen 2002).

Der Leinanbau war seit dem 19. Jahrhundert durch die amerikanische Baumwollproduktion und ihre Präsenz auf dem Weltmarkt fast völlig verdrängt worden. Schon 1844 wurde in Kurhessen über die stark rückläufigen Anbau-

flächen geklagt (Wie der Flachsbau in Kurhessen zu verbessern ist. Dringender Aufruf an den kurhessischen Landmann von dem Handels- und Gewerbs-Vereine zu Cassel. Cassel 1844). In den Dörfern der Marburger Landschaft wurde Lein noch für den Eigenbedarf in den bäuerlichen Haushalten und für die Spinnstuben angebaut; zum Dörren des gerösteten Flachses sind vereinzelt in den Gemeindebackhäusern, die seit Mitte des 19. Jahrhunderts errichtet werden mussten, noch Dörröfen eingebaut worden. Ein wirklicher Wirtschaftsfaktor war der Leinanbau jedoch nicht mehr.

Erst die nationalsozialistische Agrarwirtschaft reaktivierte die Flachsherstellung, um Fasern für die Gewebeproduktion verfügbar zu halten. 1938 wurde das Institut für Bastfaserforschung in Sorau in die Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft (die Vorläuferorganisation der Max-Planck-Gesellschaft) aufgenommen und damit die seit der Machtergreifung von den Nationalsozialisten erheblich geförderte Forschung zur Kunstseide- und Zellwollerzeugung sowie der Anbau von Hanf und Flachs noch verstärkt, ja durch Züchtung resistenter und ertragsfähiger Sorten flankiert (Susanne Heim: Kalorien, Kautschuk, Karrieren. Pflanzenzüchtung und landwirtschaftliche Forschung in Kaiser-Wilhelm-Instituten 1933-1945. Göttingen 2003: 84-91). Der Leinanbau war zudem von Interesse, weil mit Kriegsbeginn spezieller, ertragsfähiger Öllein die Versorgungslücken an technisch verwertbaren Ölen schließen sollte. Und auch der Faserbedarf konnte nun nicht mehr durch Importe aus der Sowjetunion, dem bis dahin wichtigsten Handelspartner, gedeckt werden.

S. Becker

**Einsendungen von Beiträgen und Materialien für die „Heimwelt“ werden erbeten
an die Redaktion:**

**Gemeindearchiv, Alte Bahnhofstraße 31, 35096 Weimar (Lahn)
Hans Schneider, Niederweimar, Zur Kirche 2, 35096 Weimar (Lahn)**